

Der "gerechte Rebell"

Weber, Klaus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Weber, K. (1994). Der "gerechte Rebell". *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 18(2), 67-87. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249715>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Klaus Weber

DER „GERECHTE REBELL“

Ich fahre durch Oberbayern auf der Autobahn, die sich zwischen Chiemsee und den Chiemgauer Alpen Richtung Salzburg schlängelt. Ich bin auf dem Weg zu Herrn Z., einem hochrangigen Funktionär der Partei der „Republikaner“ in Bayern. Der schmächtige Mann begrüßt mich mit einem vertraulichen „Du“ in der Anrede. Ich bleibe beim distanzierten „Sie“, obwohl ich den dynamischen, attraktiv und jung erscheinenden Mann sehr schnell sympathisch finde. Er erzählt mir vor Beginn des Interviews einiges aus seiner kommunalpolitischen Praxis, deren Probleme und Widersprüche ich aus meiner eigenen Erfahrung als Stadtrat in Kolbermoor kenne.

Während des Interviews, das durch zahlreiche Telefonanrufe – die Herr Z. immer wieder entgegennimmt – unterbrochen wird, fühle ich mich trotz (oder wegen?) der ausgesprochenen inhaltlichen Differenzen und verschiedenen politischen Standpunkte sicher und klar, zumindest, was meine inhaltliche Abgrenzung zu den Aussagen und Meinungen Herrn Z.'s betrifft. Dieser hat, wie er sagt, einen „langhaarigen Linken“ erwartet und ist überrascht, sein Bild männlicher politischer Gegner nicht bestätigt zu bekommen. Ich bin mir bewußt, daß ich als „Akademiker“, als „Studierter“ – wie es in Bayern heißt – zu Herrn Z. komme. Gleichzeitig bin ich aber auch ein Gewerkschaftskollege, was er aus meinem Informationsbrief zur Interviewdurchführung weiß. Schon aus dieser widersprüchlichen Konstellation heraus – auf der einen Seite gehöre ich zu den erklärten Gegnern der Partei des Herrn Z., auf der anderen Seite bin ich Mitglied einer Organisation, für die dieser jahrelang mit Engagement ehrenamtlich arbeitete – ist ein „objektives“ Erforschen meines Gegenübers nicht möglich.

Nach seiner offenen und freundlichen Begrüßung und den Erzählungen über Kommunales beginne ich mit der „Befragung“. Herr Z., im Wohnzimmer auf der Breitseite seiner ledernen Sitzgarnitur mit einer großen Bücherwand im Rücken sitzend, spricht schnell, in einem klaren bayerischen Dialekt. Auf Fragen antwortet er fast immer wie aus der Pistole geschossen, als müßte er über sie nicht nachdenken, hätte die Antworten schon im Vorgriff gedacht und deswegen parat. Die Antworten sind dann oft abschweifend, was Herr Z. selbstbewußt und ironisch bemerkt und damit auch kokettiert („Ich bin natürlich abgeschweift wie ein Einser“). Deutlicher als bei den anderen „Republikanern“ habe ich das Gefühl, nicht immer Herr der Lage zu

sein, das Heft nicht in der Hand zu halten, den Ablauf des Geschehens nicht alleine bestimmen zu können. Sobald ich mir ein klareres, deutlicheres Bild von Herrn Z. gemacht zu haben glaube, wird es von ihm wieder zerstört. Das Bedürfnis, den „Republikaner“ in ihm zu fassen zu kriegen, ihm etwas nachzuweisen, was eindeutig als „typisch“ für solche Männer sein soll, wird bei mir immer größer, obwohl ich mit der Absicht in das Gespräch gegangen bin, ohne vorgefertigte Kategorisierungen „offen“ für das Gehörte sein zu wollen. So bin ich mir plötzlich nicht mehr sicher, ob meine Kategorien von „rechts“ und „links“ oder „fortschrittlich“ und „reaktionär“ noch stimmen, wenn Herr Z. beispielsweise bei der Frage nach dem Recht auf Abtreibung gegen die Einmischung des Staates und von der „Sache der Frauen“ spricht. Auch seine abschließende Antwort auf meine Frage zur persönlichen Zukunft:

„Ja, daß ich irgendwann einmal in die Toscana ziehe und der deutsche Staat kann mir – irgendwann einmal Adieu sagen und ich werd mir da unten irgendwann einmal einen Bauernhof kaufen, 50 Kilometer vom Meer und werd meinen Lebensabend verbringen. Des weiß ich jetzt schon, (lacht) daß ich des tu“

verwirrt mich, kenne ich doch solche Entwürfe allenfalls aus dem Lager der grün-alternativ Bewegten (heutzutage muß ich wohl eher schreiben: Stillgestandenen), beziehungsweise von mir selbst. Doch zu meiner Beruhigung passiert nach dem Interview folgendes: Frau Z. unterhält sich im Beisein ihres Mannes mit mir über ihn und ihre Schwierigkeiten wegen seiner Parteiarbeit. Sie will die Arbeit, wenn sie fertig ist, unbedingt lesen, um zu verstehen, wie ihr Mann „von der Psychologie her“ sei, vielleicht könne sie ihn dann besser verstehen. Er scheint ihr ebenso unerklärbar, nicht geheuer zu sein wie mir.

Monate später, beim Lesen und Auswerten¹ des Interviews, ergeht es mir ähnlich wie in der Interviewsituation. „Er flutscht dir weg“, „er wechselt die Positionen, wie es ihm paßt“, denke ich mir. Den Ärger darüber, Herrn Z. nicht einordnen zu können, seinen *Text* nicht konsistent deuten zu können, versuche ich konstruktiv zu wenden.

„Man muß das, was man hat, von sich abhalten, um es zu sehen, wie man vor einem Bild zurücktritt, um es zu sehen. Erst wenn man nicht mit der Nase auf den Firnis stößt und der Rahmen sichtbar wird und noch mehr, geht das Bild auf. Diese Entfremdung von dem Bild ist notwendig zur Erfassung und Vermittlung mit dem Bild.“ (Bloch, 1985, S. 315)

Ich ging nun mit zwei „Distanzierungsmethoden“ an Herrn Z.’s Text heran, der Methode des „szenischen Verstehens“ der Interviewsituation und einer Textanalyse, die sich in der Auswertung jedoch nicht voneinander trennen lassen.

Die eine Möglichkeit, den gesprochenen Text von Herrn Z. und dessen mögliche Wirkungsweise zu bearbeiten, sah ich darin, die Interviewsituation selbst als aktive Inszenierung durch Herrn Z. und mich als Initiator des Gespräches zu denken. Ich rekonstruierte die Situation und fragte danach, „wie er sich und mich konstituiert“ (Brockhaus, 1993, S. 58), bei welchen Sequenzen des Interviews sich welche Gefühle bei mir einstellen und wie diese mit der Struktur und dem Inhalt des Gespräches verwoben sind. Damit konnte ich meinen Eindruck während und nach dem Interview, mich auf einer Mischung von Privatparteitag und Wahlkampfveranstaltung des Herrn Z. als Zuhörer befunden zu haben, wo es ihm darum ging, sich selbst als andere überzeugenden „Republikaner“ darzustellen, zum Gegenstand der Analyse machen. Auf diesen Gedanken brachte mich eine einfühlsam geschriebene Untersuchung eines Teams um den Klagenfurter Sozialpsychologen Klaus Ottomeyer, das die Auftritte und Reden des österreichischen Rechtspopulisten und FPÖ-Vorsitzenden Jörg Haider unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Inszenierung erforschte und eine Analyse der Eingangssequenz von Hitlers „Mein Kampf“ durch Gudrun Brockhaus, eine Münchener Psychoanalytikerin. Zum Sinn dieser Herangehensweise schreibt das Team um Ottomeyer:

„Methodisch ist unsere Studie einer verstehenden Sozialpsychologie zuzuordnen, die einerseits von der gruppentherapeutischen Praxis des Psychodramas, andererseits von einer Psychoanalyse beeinflusst ist, welche außerhalb des therapeutischen settings Lebensäußerungen von Menschen zu verstehen sucht. Wir versuchen, den mehr oder weniger verborgenen Gehalt von Szenen zu entschlüsseln, die zwischen Akteuren ablaufen. In dieses Verstehen spielen freilich immer auch gesellschaftstheoretische Annahmen und Erfahrungen hinein. In unserem Herangehen ist das eigene Mitspielen

in den dargebotenen Szenen, Gesprächen und Textfiguren eine zentrale Dimension. Die dabei auftretenden Irritationen, Identifikationen und Überraschungseffekte werden selbst wieder zum Gegenstand der Analyse gemacht und liefern uns Hinweise auf den verborgenen, oftmals tabuierten oder schambesetzten Gehalt der erforschten Szenen. Die so gewonnenen Vermutungen müssen dann freilich wieder an den Texten selbst, an deren Auffälligkeiten, Wiederholungen, Brüchen belegbar sein.“ (Goldmann, Krall & Ottomeyer, 1992, S. 12)

Die zweite Methode, um die subjektiven Konstruktionen von Herrn Z. zu finden und zu bearbeiten, war die Analyse des Textes. Ich zerlegte die Sätze, sezierte sie und ordnete sie Kategorien zu, die mir wichtig erschienen, um einer scheinbar kausalen Logik der Begründungen und damit einer Selbst-Verständlichkeit des gesprochenen Textes zu entkommen. Diese, sowohl der Diskursanalyse als auch der „Erinnerungsarbeit“² entlehnte Methode, sollte weniger die psychodynamischen Abläufe während des Interviews beleuchten als vielmehr die offensichtlichen und versteckten Inhalte in der Rede des Herrn Z. zum Vorschein bringen.

1. Intro – Hilfe und Macht

Wie jeden anderen interviewten „Republikaner“ auch frage ich Herrn Z. am Anfang, ob es

„im Augenblick gerade ein privates oder öffentliches Problem gibt, das Sie besonders bedrückt oder belastet?“

Bewußt schränke ich den Interviewpartner nicht auf den Bereich seiner Privatsphäre ein, wenn ich nach Problemen frage, da ich selbst oft genug mit mich belastenden Konstellationen konfrontiert bin, deren Ursprung nicht im persönlichen Bereich liegen. Während andere Interviewpartner „rundum zufrieden“ sind oder gerade „Probleme mit dem Arbeitgeber“ haben und dies auch ohne Umschweife äußern, sinniert Herr Z. – im Gegensatz zu seinen ansonsten schnellen Antworten – über meine Frage nach, indem er sie für sich wiederholt („Ein privates oder öffentliches Problem, was mich belastet?“). Nach einer kurzen Bedenkzeit fällt ihm „ein Thema“ ein:

„Ja, also ein Thema, Pflegeversicherung zum Beispiel. Da ich ja durch meine Frau irgendwie in diese Materie Einblick hab, da muß ich eigentlich sagen, daß ich eigentlich

schade finde, jetzt daß eigentlich – die politischen Parteien, das hat jetzt nichts mit unserer Partei zu tun oder sonst irgendwas -“

Mit dem Ersetzen des Terminus *Problem* durch den weitaus sachlicher klingenden Begriff *Thema* entprivatisiert Herr Z. die durch meine Fragestellung entstandene Möglichkeit, über „Privates“ zu reden. Gleichzeitig sind die von mir noch angesprochenen Gefühlsqualitäten der Bedrückung oder Belastung Schritt für Schritt aus dem Gespräch verschwunden: Schon bei der rhetorischen Wiederholung meiner Ausgangsfrage „verschluckt“ Herr Z. die mögliche Bedrückung. Das Belastende kommt höchstens noch zum Vorschein durch die Wahl des Themas *Pflegeversicherung*, die jedoch als beliebig, nur als „Beispiel“ für ein öffentliches Problem betrachtet werden soll. Nach einer kleinen Unterbrechung durch mich („Könnten Sie ein bißchen lauter reden?“) fährt der Befragte in seiner Rede fort und erst dann kann ich ihm die naheliegende Frage nach der persönlichen Betroffenheit stellen:

„Haben Sie einen Fall in der Familie mit * Herr Z: Nein, habe ich nicht * Ich: mit Pflege, nicht* Herr K: Nein, habe ich nicht.“³

Erst die Antwort vereindeutigt, daß der interviewte „Republikaner“ sich nur als dieser angesprochen fühlte und nicht auch – wie von mir erhofft – als *Privatmann*. Aber sehen wir uns noch genauer an, wie Herr Z. seine Gesprächsrolle als politischer Profi der Partei „Republikaner“ inszeniert. Zuerst bekräftigt er seine Kompetenz beim Thema *Pflegeversicherung* durch einen Hinweis auf seine Frau, durch die er „irgendwie in diese Materie Einblick“ hat. Obwohl im ganzen Gespräch nicht klar wird, welchen Beruf die Frau ausübt,⁴ dient er als Begründung für das politische Engagement des Mannes. Wenn dieser in den „sozialen Bereich“ auch nur „irgendwie“ Einblick hat, so reicht das schon, um sich als kompetenter Fach-Mann auszuweisen. Eigenartigerweise kommt Herrn Z. dann doch eine emotionale Wendung, ein Ausdruck des Bedauerns, über die Lippen. Eingerahmt von drei „eigentlich“, die nichts anderes ausdrücken wollen als das Gegenteil von dem, was der „Republikaner“ Z. sagt, findet es „schade“, daß die „politischen Parteien“ sich in der Frage der Pflegeversicherung „rumstreiten“. Und natürlich führt er die eigene Partei gerade damit in den Diskurs ein, indem er behauptet, ihm gehe es gerade nicht um diese. In der weiteren Erklärung des Herrn Z. wird deutlich, wie er es schafft, mit der Floskel der eigenen Unwichtigkeit („das hat jetzt nichts mit unserer Partei zu tun“) sich wichtig zu machen:

„Bei den Großparteien bin ich enttäuscht, weil die praktisch jetzt rumstreiten. Und in Wirklichkeit ist das schon so, daß wir diese Pflegefälle schon haben jetzt in den Krankenhäusern und in den Kliniken, die liegen ja schon da und teilweise ist es so, daß die in der Woche 5 Mark Taschengeld kriegen, obwohl sie ihr Leben lang gearbeitet haben. Und das ist eigentlich schon – irgendwo eine schizophrene Situation, wenn man da nicht auf einen politischen Nenner kommt und das mal, endlich mal, in Gleichklang bringt, daß man zum Beispiel, sagen wir mal, eine Gewerbekapitalertragssteuer oder sowas *nicht* abschafft, – anstatt daß man die Unternehmen weiterhin daharfuttern, da könnte man eigentlich die Steuer lassen und man könnte eigentlich den Grundsockel einmal schaffen. Es hilft ja nichts, wenn man jetzt zum Beispiel eine Pflegeversicherung macht, die mal in 10 Jahren greift oder in 15 Jahren, man muß ja die Leute, die jetzt in der Pflegesituation sind, denen muß man eigentlich helfen. Das ist eigentlich das, was mich schon sehr bedrückt und ich muß ja auch sagen, daß da die politische Kultur – ein bißchen abhanden gekommen ist. Das hat jetzt nichts zu tun, daß wir das unbedingt besser machen würden oder was, aber man müßte sich mal an einen Tisch setzen, daß man das ernsthaft einmal macht, nicht, daß das 3 Jahre dauert.“

Herr Z. ist *enttäuscht* und *bedrückt*. Ein Gefühl der Empörung scheint auf, wenn es darum geht, daß PflegepatientInnen wöchentlich nur 5 DM Taschengeld bekommen würden und darunter leiden. Die sich einstellende Empörung ist jedoch Folge einer Konstruktion, die aus Unwahrheiten gezimmert ist (wöchentlich 5 Mark Taschengeld) und lediglich als Hinleitung zum Vorschlag der „Republikaner“ für eine andere Pflegeversicherungsregelung dient. Gefühle werden thematisiert („enttäuscht, bedrückt“) in Zusammenhang mit dem, was Herr Z. „politische Kultur“ nennt. Er ist enttäuscht, weil die von ihm so genannten Großparteien (zu denen er später problemlos auch die FDP rechnet) „praktisch jetzt rumstreiten“, was ihn „schon sehr bedrückt“. Aber wie, wenn nicht über eine kontroverse Diskussion zwischen den großen gesellschaftlichen *Lagern* und einen abschließenden Kompromiß sollte eine für die Zukunft so entscheidende Gesetzesregelung wie die über die Pflegefinanzierung denn geregelt werden? Herrn Z. geht es darum, möglichst schnell auf „einen politischen Nenner“ zu kommen und die Sache „endlich mal in Gleichklang“ zu bringen. Sein eigener Vorschlag hat weder eine Basis in der parteipolitischen Realität, weil sich mit den „Republikanern“ wegen dieser Frage niemand an *einen* Tisch setzen würde, noch in der gesellschaftlichen Realität, weil sein Lösungsvorschlag gerade keinen Kompromiß darstellt, sondern eine einseitige Belastung der Gewerbetreibenden bedeuten würde. So wie er den Beruf seiner Frau funktionalisiert für eine Kompetenzaneignung, so werden nun die *Pflege-Fälle* („die liegen ja schon da“) als Grund für die

Eile und letztlich für die Integration der „Republikaner“ in den Diskussionsprozeß benutzt.

Die Szenerie, die Herr Z. mit diesem Einstieg in das Interview betritt, beziehungsweise durch seine Konstruktionen erst herstellt, will ich so umschreiben: Der oberbayerische Robin Hood mit seinen getreuen Männern gegen die Großparteien aus Bonnottingham im gerechten und helfenden Kampf für die leidenden Pflegebedürftigen. Er selbst will helfen, die anderen sperren sich jedoch gegen seine Mit-Hilfe. Er vertritt das reine, menschliche Interesse, die anderen, die, die *oben* sitzen, vertreten eine Lobby:

„Da müssen die Leute zusammenkommen und reden und richtig und des müßte durch alle Parteien gehen, da müßten sich eigentlich alle einig sein. Und der andere sagt wieder, die möchten ja nur ihre Lobby schützen und so, daß die keine Abgaben nicht zahlen brauchen und die anderen schützen ihre Lobby. Und das ist, der Lobbyismus in der Politik, das ist einfach eine Katastrophe.“

Die Anklage gegen die Lobbyisten ist deswegen so wirkungsvoll, weil sie mehrere komplexe Themen bündelt. So ist es richtig, daß Parteien im Parlament gesellschaftliche Kräfte und Institutionen symbolisieren: CDU/CSU stehen für eine relativ enge Bindung an die christlichen Kirchen und für die Interessen der Arbeitgeber, während die SPD die Gewerkschaften und einen Großteil sozialer Einrichtungen repräsentiert. Durch diese parlamentarische Dichotomisierung in zwei „Lager“ in Kombination mit der machterhaltenden (wobei hier die Macht der Dichotomie gemeint ist) 5%-Klausel werden „kleine“ Gruppierungen und Parteien als unbedeutend wahrgenommen. Die Ohnmacht der *Kleinen* verdichtet sich in Herrn Z.'s Rede mit der Bedürftigkeit und Hilflosigkeit derer, die *unten* sind und dort bleiben werden. Das könnte auch der Grund dafür sein, weshalb Herr Z. die Pflegeversicherung als Einstiegsthema wählte. Denn was anderes als Ohnmacht, Hilflosigkeit und Alleingelassenwerden assoziieren wir, wenn es ums *Pflegen* und Gepflegtwerden geht. Und er, der noch gesund ist, macht sich zum Stellvertreter der Kranken und Schwachen und vertritt sie, weil er die Kompetenzen zu haben glaubt und weil er es als *gerechter Rebell* mit den Leuten „gut meint“. Die Inszenierung des „Republikaners“ Z. als Kämpfer für die Ohnmächtigen basiert auf einer Transformation der realen Klassenwidersprüche und ihrer politischen Organisation über parlamentarische Regeln in ein System moralischer Bezüge. Dabei ist es ihm egal, ob er im einen Moment die Kapitalseite und im anderen die Lohnabhängigenseite vertritt oder verletzt. Die neue Anordnung trennt scharf

zwischen *unten/ menschlich/ helfend/ gut* auf der einen und *oben/ Lobby/ unglaublich/ egoistisch* auf der anderen Seite. Obwohl Herr Z. in seiner Eigenschaft als Parteipolitiker in seinem Ort nichts anderes macht als das, was er den *Großparteien* vorwirft („sie möchten sich politisch mit einem Thema profilieren“), erscheint sein Auftritt in der Arena der Politiker in einem völlig anderen Licht:

„Nein, nein, nein ich vertrete keine Lobby. Des kann man auch anhand, also ich mein, ich kann ihnen das einmal zeigen. Da haben Sie einen Presseordner von mir, von heuer. Also des sind ungefähr, bei mir ist es auch nicht so, daß mich die Zeitungen niederschneiden oder irgendwas, das was ich in dem Landkreis sage, das hat ein gewisses Gewicht. Und ich würde trotzdem sagen, daß ich einer der Meinungsführer bin, obwohl ich gerade einer kleinen Partei angehöre. Das kann ich auch jederzeit belegen. Und ich hab auch da, über dieses Pflegeversicherungsthema, einen riesen Presseartikel gehabt in der Zeitung und so. Daß ich gesagt habe, daß die Entsolidarisierung von der Gesellschaft auf das Thema übergreifen hat, durch das, daß man die Leute so belogen hat, entweder mal bei der Steuererhöhung und so weiter, und daß man also einem Politiker, auch wenn er es gut meint, fast nichts mehr glaubt.“

Wie aber löst der „Republikaner“ Herr Z. das Problem, daß er in der konkreten Alltagspraxis als Stadtrat, als Parteipolitiker und Privatmann sicher mit widerstrebenden Interessen konfrontiert wird? Auf die Frage, ob er für die Menschen in seinem Landkreis einen „glaubhaften Politiker“ darstelle, kommt Herr Z. auf die Geschichte eines Golfplatzbaues in der Nachbargemeinde zu sprechen:

„Und ich bin kein Stadtrat der Gemeinde E. und trotzdem kommen die zu mir her in die Wohnung und sagen, wir sind jetzt gegen den Golfplatz und so. Dann, tu ich, ohne daß ich jetzt meine politische Überzeugung in die Waagschale werfe, habe ich denen eine Resolution geschrieben, daß sie eine Bürgergemeinschaft gründen und ich hab gesagt, laßt meinen Namen nicht erscheinen oder irgendwas, weil das mach ich so, weil das muß ja nicht unbedingt meine Meinung sein. Bloß, wenn der Bürger nicht mehr weiß zu wem er gehen soll, dann kommt er zum Schluß zum Republikaner, weil ihm die anderen nicht helfen.“

Die Hilfeverweigerung

Um Hilfe zu verweigern, ist Gewalt nötig.

Um Hilfe zu erlangen, ist auch Gewalt nötig.

Solange Gewalt herrscht, kann Hilfe verweigert werden.

Wenn keine Gewalt mehr herrscht, ist keine Hilfe mehr nötig.

Also sollt ihr nicht Hilfe verlangen, sondern die Gewalt abschaffen.

Hilfe und Gewalt geben ein Ganzes.

Und das Ganze muß verändert werden.

Bertolt Brecht, 1967:

Das Badener Lehrstück vom Einverständnis.

Auf die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit erzählt der Politiker Z., wie er Menschen hilft, in einem Interessenkonflikt auf der Ebene „sekundärer Klassenkämpfe“ (Haug, 1980, S. 221)⁵ Partei zu ergreifen. Der unbewußt bleibende Trick bei der Sache ist, daß Herr Z. ebenso eine Resolution für die Betreiber des Golfplatzes schreiben könnte, diese sind nur deswegen nicht zu ihm gekommen, weil sie sich einen Rechtsanwalt leisten können. Insofern ist Herr Z. der „Anwalt der kleinen Leute“ und wird als solcher auch angesprochen. Die Selbstlosigkeit, die in seiner Erzählung anklingt, ist ein Teil der Selbstinszenierung, den er durch die Hinweise auf seine „riesigen“ Presseartikel, seine Presseerklärungen und seine Leserbriefe ad absurdum führt. Herr Z. wird durch alles, was er politisch anpackt, mächtiger. Er kann es sich selbst nicht erklären, wieso er ein Meinungsführer geworden ist („obwohl ich gerade einer kleinen Partei angehöre“). Bekannt als Gewerkschafter und einer, der den Mund aufmacht und was zu sagen hat, wird er von den Menschen seiner Heimat als *Container* für deren Interessen und Gefühle genutzt (vgl. Goldmann, Krall & Ottomeyer, 1992, S. 54). Z. nimmt sich als „Meinungsführer“ wahr, weil er Sammelbecken und Sprachrohr aller Meinungen ist, die in der oben beschriebenen Dichotomie auf der Seite des Unten, des Guten plaziert sind. Daß diese Meinungen nicht homogen sind, versteht sich von selbst. Im Gegenteil: gerade weil der „Republikaner“ Z. quer zum herrschenden Verständnis von „Links“ und „Rechts“ steht, weil er

Menschen aus beiden *Lagern* hilft und deren Stimme sein will, hat er Erfolg. Den Gedanken Ernst Blochs aufnehmend, daß „Nazis betrügend sprechen, aber zu Menschen, die Kommunisten völlig wahr, aber nur von Sachen“ (Bloch, 1962, S. 153) beschreibt Michael Jäger den gesellschaftlichen Rahmen, in dem Herr Z. so erfolgreich agiert:

„Es gibt in einer schweren Krise den *Ort der dritten Kraft*, die sich glaubhaft zu beiden Lagern quer stellt, ihrem gemeinsamen Immobilismus überlegen ist und sie deshalb beide besiegen kann. Dieser Ort kann unbesetzt sein ... Er kann aber auch mit Lügen usurpiert werden. Die Nazis haben das getan: sie gaben vor, sich auf die Probleme der Menschen beider Lager zu beziehen und sie zu lösen, während sie in Wahrheit mit dem Fremdenhaß, den sie predigten, weder auf ‚nationale‘ noch auf ‚sozialistische‘ Fragen im geringsten eine Antwort gaben.“ (Jäger, 1993)

„Trotz errungener Einheit will sich kein nationaler, patriotischer ‚Schulteranschluß‘ zu neuen Ufern eines wirklich ‚neuen Deutschlands‘ einstellen.“

Herr Z., Leserbrief vom 16.05.1991:

„Soziales Pflichtjahr?“

Die „Republikaner“ stehen im Augenblick in Konkurrenz zu den GRÜNEN als Anwärter für diesen *Ort der dritten Kraft* in günstiger Stellung. Herrn Z.'s Rolle als Politiker der „Republikaner“ ist in dieser Anordnung sowohl Ausdruck der Normalität, innerhalb der die Faschisierung der Bundesrepublik stattfindet wie Mittel dazu. Sein Engagement für die „kleinen Leute“, seine großzügige Hilfe für Menschen, die den Platz des unteren Drittels in einer Zwei-Drittel-Gesellschaft einnehmen, nimmt mich erstmal für ihn ein. Daß er bei seinem Einsatz gegen die Entmenslichung der sozialen Verhältnisse die kapitalistischen Produktionsverhältnisse bewußt aus der Schußlinie nimmt, werde ich später zeigen. Allerdings unterscheidet ihn dieses Kriterium von kaum einem anderen Politiker.

Noch einmal zurück zur Frage nach der Inszenierung. Herr Z. wählt sich das Thema „Pflegeversicherung“, weil es ihm gestattet, auf meine Frage nach Problemen seine Kompetenz und seine Macht in den Politikverhältnissen darzustellen. Gleichzeitig bietet es ihm die Möglichkeit, auf der Ebene des Gesundheitsdiskurses mit mir als imaginiertem Fachmann zu konkurrieren. Immer wieder springt Herr Z. in dieser Situation auf, um seine Aussagen durch einen von Zeitungsartikeln überquellenden

Leitzordner zu belegen. Ich komme mir in dieser Situation vor, als wäre ich gleichzeitig Richter und Zeuge. Der Hinweis auf Beweisstücke („Das kann ich auch jederzeit auflegen; ich kann das belegen“) und die Aufforderung zur gemeinsamen Besichtigung des Materials („ich kann Ihnen das zeigen, wenn wir mal das unterbrechen“) bringt mich in die Situation, seine Darstellung als uneigennütziger Kämpfer für eine gute Sache zu akzeptieren und erstmal auf die Rolle des Regisseurs unseres Interviews zu verzichten.

Die Verwirrung, die Herr Z. bei mir in der Anfangssituation des Interviews stiftet, ist dem Wechselbad der Gefühle geschuldet, das er bei mir anrichtet: anfangs erscheint er mir als kompetenter Politiker zur Pflegeversicherung, der mich durch die Wahl des Problemfeldes in Spannung versetzt. Dann wird seine Machtlosigkeit gegenüber den Großparteien in dieser Frage zum Thema, was mich spontan ebenfalls empört und mit Herrn Z. die Ohnmacht „einfacher Leute“ bezüglich der Verselbständigung des politischen Apparates nachempfinden läßt. Dieser gemeinsamen Ohnmacht folgen Herrn Z.'s praktische Vorschläge zur Finanzierung der Pflegeversicherung, die mein bisheriges emotionales Einverständnis brechen lassen. Kenne ich doch solche appellativen Forderungen („man müßte sich mal“, „da könnte man eigentlich“, „da müssen die Leute“) aus jeder Rede von Parteipolitikern und Gewerkschaftsfunktionären. In der Form der Forderung von Aktivität wird passivierende Ohnmacht bei den Zuhörenden erzeugt, weil der Appell sich weder an konkrete Menschen in ihren je verschiedenen Lebenslagen wendet noch einen konkreten Rahmen für eine vorgeschlagene Tätigkeit benennt. Die Forderung von Herrn Z.: „In der Politik und in der Gesellschaft muß man solidarisch sein“ sagt nichts darüber aus, was ich nun tun soll, um solidarisch zu sein. Das macht mich aggressiv gegenüber dem Redner, versteckt er doch seine Ohnmacht hinter leeren Phrasen, anstatt seine Ohnmacht zum Thema zu machen. Die Irritationen kommen jedoch nicht nur dadurch zustande, daß mein Interviewpartner *abfolgende* wechselnde Gefühlslagen erzeugt. Die Struktur seiner Rede selbst ist durch in sich widersprüchliche Anordnungen gekennzeichnet: So wie die eigene Partei durch Betonung ihrer Unwichtigkeit eingeführt wird, kehrt Herr Z. seine Kompetenz im Pflegeversicherungsdiskurs mit der Betonung seiner relativen Inkompetenz heraus. Die Uneigennützigkeit seiner politischen Tätigkeit am Ort beweist er mir durch die Sammlung unzähliger von ihm verfaßter Artikel und Leserbriefe, auf die er sichtlich stolz ist, von denen er einen Nutzen hat. Letztlich entspringen diese scheinbar widersprüchlichen Anordnungen der *ideologischen Praxis*, der Rolle des *Ideologen*, die Herr Z. in seinem Landkreis als Politiker einnimmt. Er ist nämlich nicht nur Politiker, sondern immer auch Privatmensch.

2. Narziß und Vollmund

*„Er hielt sich. Er bändigte sein Herz, er zwang seinen Magen, er jagte den Schwindel aus seinem Kopf. Er durfte jetzt keine Schwäche zeigen.“
(Hesse, 1976, S. 266 f.)*

Schwäche zeigte Herr Z. kaum im Interview. Unter Männern („Ich mein, ich bin ja selber ein Mann und Sie sind auch einer“), die auf dem Feld der Politik agieren, ist das nicht üblich. So erstaunt es nicht, daß Herr Z., auf eventuelle Probleme in der Familie hin befragt, meint:

„Ich hab mein gesichertes Auskommen und ich habe ein ordentliches Familienleben, habe ein Kind, des was in die Fachoberschule geht. Ich hab eigentlich privat keine Probleme. – Gar keine, da könnt ich auch nicht sagen, daß große Probleme auf mich zukommen,“

und auf eine Nachfrage bezüglich des „ordentlichen Familienlebens“ die Problemlosigkeit nochmals bestätigt:

„Ich bin seit 18 Jahren verheiratet und hab noch nie ein Problem gehabt in der Familie und meine Tochter lernt anständig. Ich mein, es kann ja sein, daß es andere Jugendliche gibt, die was das vielleicht nicht tun – und durch das hab ich keine Probleme.“

Risse in dieser glatten Fassade zeigen sich dann, wenn die Frau oder die Tochter von Herrn Z. Teile des Interviews mithören und ihm dabei widersprechen. So geschieht es, daß während unseres Gesprächs zur Frage der sexuellen Aufklärung der Tochter („Hab ich gemacht, selbstverständlich“) diese in den Raum kommt und ihrem Vater heftig widerspricht („Schmarrn, aufgeklärt bin ich, aber jedenfalls nicht von dir“). Die Tochter wird noch ein zweites Mal wichtig im Interview. Was Goldmann, Krall & Ottomeyer (1992) zu einem Interview einer österreichischen Journalistin mit Jörg Haider schreiben, könnte auch auf meine Schlußfrage an Herrn Z. nach seinem persönlichen „Glücklichsein“ passen: „Wir wissen aus therapeutischen Gesprächen, daß Menschen, da wo sie unvermittelt von ihren Kindern reden, meist von sich selbst, von sprachlos gewordenen kindlichen Bedürfnissen in sich reden“ (S. 131). Auch Herr Z. bemüht sein einziges Kind, um seine Ängste vor der Zukunft zu artikulieren:

„Des kann ich nicht sagen, ob ich glücklich bin, ich weiß es nicht. Also momentan bin ich mehr frustriert wie glücklich, muß ich sagen. Die Gesellschaft momentan ist schon so, daß wenn das also, wenn man da weiterschaut, wenn man die Entwicklung weiterschaut und ich hab jetzt ein Kind, die ist achtzehn und so. Und ich weiß jetzt nicht, wie sich unsere Gesellschaft entwickelt, wenn des Kind fünfundzwanzig ist oder wenn es dreißig ist. Ich mein, ich bin jetzt vierzig, mir kann nicht mehr viel passieren. Also muß die nächste Generation für das herhalten und wird die Probleme, was wir eigentlich jetzt lösen müßten, die verschieben wir auf die nächste Generation. Und das ist schon das, wo ich sagen muß, daß mich das ziemlich beunruhigt.“

Doch schon kurz darauf ist die Beunruhigung, die ungemütliche Atmosphäre durch das Bild der Toscana-Zukunft, die Erwähnung des „liebesswerten Landes“ Italien, verschwunden. Ich stelle mir die Frage, was Herrn Z. weitermachen läßt trotz seiner Minderheitenposition, was ihn nicht aufgeben läßt in seiner Arbeit („Das ist keine Arbeit“) für die „kleinen Leute“, obwohl er mehr frustriert als glücklich ist? Macht er das alles für die anderen Menschen, oder liegt in der Betonung, es sei keine Arbeit, der Schlüssel zur Wahrheit? Was nicht Arbeit ist, ist Spaß und Vergnügen, assoziiere ich. Wer aber wie der „Republikaner“ Z. dafür sorgt, daß er „300 Presseartikel im Jahr in der Zeitung“ hat, daß er im Landesvorstand seiner Partei sitzt, im Ortsverein und im Kreisverband aktiv mitmacht und einen Sitz im Stadtrat innehat, wer soviel Freizeit und damit Lebenszeit tauscht, der tauscht gegen etwas, das es ihm wert ist. Vielleicht bringt Herrn Z.'s Hinweis auf das emotionale Gegensatzpaar glücklich/ frustriert Licht in den geheimen Tauschvorgang. Frustration meint das Erleben einer realen oder imaginierten Benachteiligung, Versagung oder Zurücksetzung, das „Zukurzkommen bei enttäuschter Erwartung oder erlittender Ungerechtigkeit“ (Dorsch, 1982, S. 226). Ich suche nun im Interviewtext nach den Momenten, in denen Herr Z. seine *Enttäuschung* zum Ausdruck bringt, seine Frustrationen offen benennt. Die schon im Eingangssatz geäußerte allgemeine Enttäuschung über „die Großparteien“ wird später durch die persönliche Enttäuschung Herrn Z.'s durch die CSU und insbesondere durch Franz Josef Strauß konkretisiert.

„Diese Ideologie vom Franz-Josef, die hat mir eigentlich nicht schlecht gefallen und ich mein, der hat da die klare Sprache gesprochen, was bei uns herunten eigentlich in Oberbayern notwendig ist und was auch die Leute hören wollen. Und auch ich war einer von denen, was das gern gehört haben. Bloß ich war dann so enttäuscht, wie er angeblich, wie soll ich sagen, einem der was eigentlich dieses System bekämpft hat bis zum letzten, aufgrund von seiner Ideologie eine Aussage ‚Rechts neben mir gibt es

keine Partei' dann hergegangen ist und dem Honecker zwei Milliarden geliehen hat, dann war bei mir – der Löffel heraußen.“

Daß der Milliardenkredit, von Strauß eingefädelt, nicht nur Herrn Z. widersprüchlich und heuchlerisch vorkam, ist bekannt: der Kredit war sozusagen der Auslöser für die Parteigründung der „Republikaner“ um Franz Schönhuber, Franz Handlos und Ekkehard Voigt im November 1983. Bei Herrn Z. ist die Kränkung damit verbunden, daß er seit seiner Jugend die CSU unterstützt hat und sich für diese begeistert eingesetzt hat:

„Naja, und ich, ich war da eigentlich schon enttäuscht, weil ich mein, wenn du jetzt 10 Jahre für eine Ideologie – irgendwie begeistert bist und ich war da begeistert, als junger Mensch schon und für die CSU hab ich mir gedacht, daß ist die Partei des Jahres und so und dann hat mich der auch so enttäuscht.“

Tausch

„Tauschen *steht neben* täuschen. *Ausgangsbedeutung ist ,einem im Handel (betrügerisch) etwas aufreden, ,betrügerisches Reden'.*“

täuschen

„*In den ältesten Belegen bedeutet* täuschen *,unwahrhaftig reden'.*“

Friedrich Kluge, 1975: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.

Herr Z., der nur selten über seine Gefühle Auskunft gibt, spricht in dieser Beschreibung seines Parteienwechsels zweimal von *Enttäuschung*. Auf der Suche danach, welches Tauschgeschäft Herr Z. eingeht, um die Mühen des Politikeralltags auszuhalten, stoße ich auf seine *Enttäuschung*. Ein Blick auf die Herkunft des Wortes zeigt, daß es nichts anderes bedeutet, als einen Tausch rückgängig zu machen. Die Vorsilbe „ent-“ vor der Täuschung bezeichnet den Umstand, daß „die Trennung von etwas“ (Kluge, 1975, S. 166) vollzogen wurde. Herr Z. hat sich nach jahrzehntelanger Begeisterung für die CSU und Franz Josef Strauß von deren betrügerischer Rede getrennt und gegen die „Republikaner“ und deren Betrug getauscht („und durch das bin ich dann zu der Partei gekommen“). Die Verdichtung der Versagungserfahrungen

des Herrn Z. an einer Stelle im Interview setzen mich auf die Spur: ich sehe mir an, in welchem Kontext von seiner Enttäuschung die Rede ist und wie ich die scheinbar unverbundenen Aussagen homogenisieren kann. Mit den Kategorien des Mangels und der Macht soll versucht werden, die Hauptthemen der Eröffnungsinszenierung der Interviewsituation erneut aufzunehmen und sie darauf hin zu befragen, ob sie eine brauchbare Folie abgeben, auf der Herr Z.'s Wechsel zu den „Republikaner“ erklärt werden kann?

Tausch 1

Mangel

Solange Herr Z. CSU-Mitglied war, war er parteipolitisch nicht aktiv. Er hat sich in seiner Freizeit sportlich und kulturell betätigt („Aktiv hab ich schuhplattelt und gejedelt und alles mögliche. Hab ich schon gemacht. Dann hab ich noch Fußball gespielt, vereinsmäßig und so“), wobei ihn dabei nicht der spielerisch und körperlich erfahrbare Genuß getrieben haben, sondern das Einüben hierarchischer Modelle in spielerischer Form („Da lernt man, daß man einen Vorplattler hat, der einem das vormacht, was man dann anschließend zu machen hat, und da kann man auch nicht wild rumspringen und so weiter“). Vereine sind wichtig für Herrn Z., weil sie ein Bollwerk darstellen gegen Unrecht und Verrohung vor allem der Jugend. So glaubt er, „daß die Leut, die seit der Jugend in einem Verein waren, alle anständige Leut geworden sind“ und es darunter auch „keinen einzigen gibt, der mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist“.

Nach dem Wechsel zu den „Republikanern“ bestimmt fast ausschließlich die Parteiarbeit Herrn Z.'s Leben. Er hat keine Ruhe mehr, ist zum wichtigsten Ansprechpartner für viele und damit Mittelpunkt geworden. Er hat das ordentliche und anständige Vereinsleben mit seinen festen Terminen und festgelegten Ritualen aufgegeben zugunsten der aufreibenden und nie endenden Aktivitäten für die Partei. Anders ausgedrückt: Die in den Vereinen betriebene ordnende und ruhigstellende Zurichtung eines Mangels an Sinnlichkeit des Körpers (und wo sie vorhanden ist – ihre Austreibung) und damit auch die Festlegung der Hierarchien tauscht Herr Z. gegen den Mangel an Ruhe und Lebenszeit.

Tausch 2

Macht

An den Stellen im Interview, an denen Herr Z. von seiner *Enttäuschung* spricht, finden sich nicht zufällig die ausführlichen Darstellungen seiner *Macht*, die in der Gewerkschaft sowohl auf örtlicher Ebene als auch überregional innehat. So spricht er von sich als von „einer gewissen lokalen Größe“, die jedoch im Hintergrund blieb. Durch seine

immense Werbung von Neumitgliedern für die Gewerkschaft in seinem Landkreis wird er „praktisch der Königsmacher“. Er hat großen Einfluß auf die Bestimmung der Geschäftsführer („Habe ich im Bezirk Oberbayern eigentlich gesagt, wer der Geschäftsführer wird, weil wen meine Mitglieder nicht mögen haben, der ist es nicht geworden“). Solange er Mitglied in der CSU ist, zieht er aus seiner innergewerkschaftlichen Opponentenrolle einen Lustgewinn, weil er als „Schwarzer“ immerhin die Aufmerksamkeit auf sich lenkt („wo ich auch innerhalb der Gewerkschaft unangenehm aufgefallen bin“).

Seinen Wechsel zu den „Republikanern“ vollzieht er nach der Rede eines Richters, ebenfalls Mitglied der „Republikaner“. Nicht, weil dieser so gut gesprochen hat, sondern weil Herr Z. wußte, daß er es besser machen würde, tritt er in die neue Partei ein („Ich würd bei euch gern Mitglied werden, weil vielleicht braucht ihr Leute, die reden können“). Seine Königsmacherrolle gibt er durch diesen Wechsel auf. Denn schon während der inkompetenten Rede des zukünftigen Parteifreundes fühlt er sich in der Rolle des Königs („ich amüsierte mich königlich“). Das Tauschgeschäft heißt hier: die „graue Eminenz“, machtvoll, aber nicht öffentlichkeitswirksam begibt sich in die Rolle des bewunderten Regenten.

Die Forschungsgruppe um Klaus Ottomeyer reiht die dargestellten *Tauschgeschäfte* unter den psychoanalytisch fundierten Begriff des „narzißtischen Tauschs“: „Es handelt sich hier um den kurzfristig gelingenden und doch unbefriedigenden ‚narzißtischen Tausch‘, den viele von uns kennen, die ihren Lebensentwurf auf die Befriedigung im öffentlichen Auftritt, in der Berühmtheit als Politiker, Star, Wissenschaftler usw. ausrichten“ (Goldmann, Krall & Ottomeyer, 1992, S. 131). Doch die Bedingungen für den öffentlichen Auftritt, den Eintritt in die Riege der politischen Prominenz, haben sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Thomas H. Macho spricht von der „Verwandlung der Elite in die Prominenz“ (Macho, 1993, S. 763) und der damit zusammenhängenden Veränderung der Aufmerksamkeitsstruktur: „Wer herauszutreten plant, wer aus der Masse hervorragen und zur Prominenz aufsteigen will, muß dafür sorgen, daß seinen Ambitionen und Handlungen ein Maximum an Aufmerksamkeit geschenkt wird. Zu den Prämien einer erfolgreichen Karriere zählt das passive Aufmerksamkeitsprivileg zeitgenössischer Eliten: eine Art von imaginärem Konto, auf dem die ‚Seitenblicke‘ akkumuliert werden können, die zur Wertsteigerung der eigenen Persönlichkeit beitragen“ (S. 765 f.). Die „Akkumulation von Wahrnehmungen“ (S. 765 f.) zeigt sich in Herrn Z.’s Ordner von Presseartikeln, dessen Vorhandensein wiederum ich zur Kenntnis nehmen soll, ihm Aufmerksamkeit

widmen. In Personen wie Herrn Z. „spitzt sich das Drama des modernen, narzißtisch abhängigen und letztlich isolierten Politikers, welches ganz wesentlich über die Zwänge der Vermarktung und des Medienrummels läuft, auf eine sichtbare und besonders problematische Weise zu“ (Goldmann et al., 1992, S. 132). Auch der Witz, den Herr Z. an den Tag legt, wenn er seine *Größe* zum Thema macht, ist Ausdruck der Tendenz zur Selbstdarstellung und -bespiegelung: „Der ironische Ton ist eine notdürftige Verhüllung der exhibitionistischen Aktion“ (S. 123). Der Hinweis auf die mediale Inszenierung des Selbst als Hauptteil des heutigen Politikerdaseins deutet Zusammenhänge mit gesellschaftlichen Entwicklungen an, die unter dem Stichwort vom „Zeitalter des Narzißmus“ (Lasch, 1986) gehandelt werden. Beschreibt Sennett (1986) dieses Phänomen als „Eindringen des Persönlichen und Privaten in den öffentlichen Bereich“ (Lasch, 1986, S. 47) und plädiert für eine Wiederherstellung der Trennung zwischen diesen beiden Bereichen, so versteht Christopher Lasch die mediale Aufwertung des Subjekts als Folge des *realen Niedergangs* desselben: „In Wirklichkeit aber rührt die Betonung des Privaten keineswegs aus einer starken Geltung der Persönlichkeit her, sondern aus ihrem Zusammenbruch. In dem Maße, wie das gesellschaftliche Leben immer barbarischer und kriegsähnlicher wird, geraten die persönlichen Beziehungen selbst zu vehementen Auseinandersetzungen“ (S. 47 f.). Auf diesem Hintergrund wird der „narzißtische Tausch“ Herrn Z.'s deutlicher. Weil es ihm – wie den meisten in einer kapitalistischen Gesellschaftsformation – nicht möglich ist, stabile und verlässliche Beziehungen zu knüpfen, weil sinnlich-konkrete und geduldige Liebe zu einzelnen Menschen „in der universell gewordenen Gesellschaft von Warenbesitzern“ (Goldmann, Krall & Ottomeyer 1992, S. 132) nicht möglich ist, wird die *allgemeine Beliebtheit* zum Tauschobjekt. Zum Objekt, das bedroht ist durch den starken Wechsel der Vorlieben und Moden. So muß Herr Z. immer auf der Hut sein, um die richtigen Stimmungen im „Volk“ wahrzunehmen und in seine politisch-propagandistische Praxis einzubauen. Herr Z. darf nicht innehalten im Produzieren selbsterhaltender und selbstspiegelnder Produkte (reden, Artikel usw.), weil diese schon am nächsten Tag der Vergänglichkeit, dem Vergessen anheimgefallen sein werden. Er darf nicht ruhen in seiner Funktion als „Anwalt der Bürger“, da im Augenblick der Ruhe die reale Leere seines Lebens sichtbar würde. Weil er es nicht aushalten könnte, unbeliebt zu sein, muß er es allen recht machen, den Golfplatzgegnern wie den -betreibern, den Arbeitern wie den Unternehmern. Er selbst bleibt in diesem Spiel eine von jedem Außeninteresse auffüllbare Leerstelle, in Machos Worten ein „Container der Aufmerksamkeit“ (Macho, 1993, S. 768) Geliebt und gewählt wird Herr Z. gerade wegen dieser *Container*-Eigenschaft. Er spielt die Rolle

des Erfolgreichen, und „führt uns die Illusion vor, daß der narzißtische Tausch gelingt“ (S. 768). In der Identifikation mit dem „Republikaner“ Herrn Z. dürfen sich seine AnhängerInnen als Gerechte fühlen, denen das tägliche Unrecht Bestätigung ihres Gerechtheitsseins ist und als moralische Sieger, denen die kleinen Niederlagen und die Unmoral Ansporn zu noch mehr Einsatz werden.

3. Extro – Überlagerungen

Ist mir durch das analytische Verarbeiten des Interviews meine anfängliche Sympathie für Herrn Z. und die teilweise Faszination durch ihn deutlicher geworden? Haben die irritierenden Gefühle beim Lesen des Interviews eine Erklärung finden können? Und wenn ja, an welchen Stellen bricht sich diese Faszination und wodurch?

Meine eigene Erfahrung in der partei- und kommunalpolitischen Arbeit spiegelte sich in vielen Erzählungen des „Republikaners“ Herr Z. wider: die Ohnmacht angesichts der oft erdrückenden Macht der Mehrheitsblöcke, der Wunsch nach Anerkennung der eigenen Leistung durch die Mächtigen und das Gefühl, für die „kleinen Leute“ gehandelt zu haben. Diese mit dem narzißtischen Tausch verwobene Selbstenthobenheit der politischen Praxis ist logische Folge der gesellschaftlichen Organisation von Politik. Entweder spielen die Prominenten dabei mit oder sie gehen als Politiker unter. Mein Bruch mit dieser entmenslichenden Form der Einmischung in gesellschaftliche, also auch meine Angelegenheiten war Folge einer langen Selbstbefragung, deren Ergebnis darin bestand, den permanenten Mangel deutlich zu spüren und meine Ansprüche und Wünsche auf gesellschaftliche Veränderung in meine Lebens- und Arbeitsbereiche zu integrieren.

Ich will alles

*Mit sechzehn sagte ich still,
ich will groß sein, will siegen,
will froh sein, nicht lügen.
Mit sechzehn sagte ich still,
ich will alles oder nichts.*

*Und später sagte ich noch,
ich möchte verstehen, viel sehen,
erfahren, bewahren.
Und später sagte ich noch,
ich will nicht allein sein,
und doch frei sein.*

*Und heute sage ich still,
ich sollt mich fügen, begnügen,
und ich kann mich nicht fügen,
kann mich nicht begnügen,
ich will immer noch siegen,
ich will alles oder nichts.*

*Für mich soll's rote Rosen regnen,
mir sollten sämtliche Wunder begegnen.*

Extrabreit und Hildegard Knef, 1993

An diesem Punkt wird deutlich, daß die „Spielregeln“ von Politik – ob es sich um linke oder rechte Politiker handelt – den im Spiel handelnden Subjekten bei Strafe des Untergangs keine andere Chance lassen als die Selbstinszenierung der Ware „Persönlichkeit“, mit der sich die BürgerInnen identifizieren sollen oder auch nicht. Herr Z. macht diese Inszenierung bewußtlos mit. Seine Ohnmacht bietet ein großes Identifikationsfeld für uns, weil wir sie alle so wie er oder ähnlich erlebt haben. Außerhalb des Spielfeldes stehend wird jedoch deutlich, daß es ihm nicht um die Veränderung des Machtverhältnisses (der Spielregeln) geht, sondern um die Beset-

zung der Rolle des Mächtigen im Spiel. Damit hält er die Produktion des ihn selbst konstituierenden Bedingungsgefüges aus Narzißmus, Enttäuschung und Mangel aufrecht. Als Opfer des politischen Machtspiels ist er ebenso Täter, seine Rebellion gegen oben überlagert sich mit der Sehnsucht, ebenfalls ganz oben zu stehen.

Anmerkungen

(1) Ideen für die Auswertung des Interviews mit Herrn Z. lieferten mir Susanne Holzbauer und Vera Stocker.

(2) Frigga Haug und Kornelia Hauser verbinden in ihrem Konzept der „Erinnerungsarbeit“ die theoretische Bearbeitung des Geschlechterverhältnisses mit ideologietheoretisch unterfütterten Analysen von Frauentexten, die diese selbst schreiben (Haug & Hauser, 1985). Eva Egartner und Susanne Holzbauer haben diese Forschungsmethode erweitert auf die Auswertung von Interviews, die sie mit ehemals drogenabhängigen Frauen führten (Egartner & Holzbauer, 1994).

(3) Das Transkriptionszeichen * steht für eine Unterbrechung des Gesprächspartners im Satz.

(4) So erfahre ich von Herr Z. im weiteren Verlauf lediglich, daß seine Frau „im sozialen Bereich arbeitet, wo alle praktisch einer Ideologie anhängen, die nicht meine ist“. Bei der Frage danach, wer die gemeinsame Tochter aufgeklärt habe, wird wieder der Beruf der Frau zur Richtschnur einer Kompetenz-Inkompetenz-Abgrenzung: „Nein, das hat die Frau gemacht, die ist ja schließlich in einem solchen Beruf tätig, wo man da leichter die Worte findet.“

(5) „In Fortbildung des marxischen Begriffs der sekundären Ausbeutung (über Wohnungsmiete, Lebensmittelpreise etc.), die zur primären Ausbeutung in der Produktion (im Lohnverhältnis) hinzukommt, bezeichnet der Begriff ‚sekundäre Klassenkämpfe‘ die an solcher sekundärer Ausbeutung sich entzündenden sozialen Konflikte.“ (Haug, 1980, S. 221)

Literatur

- Bloch, E. (1962). Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/Main.
- Bloch, E. (1985). Neuzeitliche Philosophie II. Deutscher Idealismus. Die Philosophie des 19. Jahrhunderts. Leipziger Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie 1950-1956 (Bd. 4). Frankfurt/Main, S. 579-612.
- Brecht, B. (1967). Das Badener Lehrstück vom Einverständnis (Gesammelte Werke 2). Frankfurt/Main, S. 579-612.
- Brockhaus, G. (1993). Gleiches Blut. Symbiose und Gewalt in Hitlers „Mein Kampf“. In J. Hohl & G. Reisbeck (Hrsg.), Individuum. Lebenswelt. Gesellschaft. Texte zu Sozialpsychologie und Soziologie (Heiner Keupp zum 50. Geburtstag) (S. 55-72). München.
- Dorsch, F. (1982). Psychologisches Wörterbuch. Bern, Stuttgart, Wien.
- Egartner, E. & Holzbauer, S. (1994). „ich hab's nur mit Gift gepackt ...“. Frauen und illegale Drogen. Pfaffenweiler.
- Goldmann, H., Krall, H. & Ottomeyer, K. (1992). Jörg Haider und sein Publikum. Eine sozialpsychologische Untersuchung. Klagenfurt, Celovec.
- Haug, W. F. (1980). Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I). „Werbung“ und „Konsum“. Systematische Einführung in die Warenästhetik. Berlin.
- Haug, F. & Hauser, K. (Hrsg.) (1985). Subjekt Frau. Kritische Psychologie der Frauen (Bd. 1). Berlin.
- Hesse, H. (1976). Narziß und Goldmund. Frankfurt/Main.
- Jäger, M. (1993). Niederlage oder Lager. In: Freitag. Ost-West-Zeitung Nr. 5, S. 13
- Kluge, F. (1975). Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York.
- Lasch, C. (1986). Das Zeitalter des Narzißmus. München.
- Macho, T. H. (1993). Von der Elite zur Prominenz. Zum Strukturwandel politischer Herrschaft. Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Jg. 47, Heft 9/10 (Sonderheft: Medien. Neu? Über Macht, Ästhetik, Fernsehen), S. 762-769.
- Sennett, R. (1986). Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/Main.